

# 4. Teil

## Ausblicke

### Buchbesprechungen

**Shlomo Sand:** *Comment le peuple juif fut inventé – De la Bible au sionisme*

*Wie das jüdische Volk erfunden wurde – Von der Bibel zum Zionismus*  
Aus dem Hebräischen, 446 Seiten, Paperback, Librairie Arthème Fayard, 2008, 23 €

Hebräische Ausgabe: *Wann und wie wurde das jüdische Volk erfunden?*, Resling, 2008

Englische Ausgabe: *The invention of the Jewish People* erscheint im Oktober 2009

Von Manfred Backerra

Der jüdische Israeli Shlomo Sand, Professor für Zeitgeschichte an der Universität Tel Aviv, entmythologisiert das zionistische Geschichtsbild und fordert eindringlich, Israel solle zu seinem Besten ein liberaler demokratischer Staat für seine Bürger aller Religionen und Ethnien werden.

Sand wurde 1946 als polnischer Jude im Flüchtlingslager im österreichischen Linz geboren, von wo er nach Jaffa ging. Seinem aktiv kommunistischen Vater folgend, war er bis 1970 in der israelischen kommunistischen Jugend, dann in einer radikal antizionistischen sozialistischen Bewegung. Nach dem Wehrdienst erwarb er in Tel Aviv den Bachelor und erhielt ein Stipendium für Paris, wo er an der *École de hautes études en sciences sociales* promovierte. Seit 1985 lehrt er in Tel Aviv, ab 2002 als ordentlicher Professor, mehrmals an seiner Pariser *École* und einmal in Berkeley. Seine Schwerpunkte im Rahmen der Zeitgeschichte sind: Film und Geschichte, französische Geistesgeschichte, Nation und Nationalismus, was auch die Themen seiner ersten fünf Bücher sind. Sein sechstes Buch von 2004 (*Historians, Time and Imagination, From the "Annales" School to the Postzionist Assassin*, Tel Aviv, Am Oved, 2004, 264 p., Hebrew) befasst sich anscheinend (keine Inhaltsangabe zu finden) mit jüdisch-zionistischen Geschichtsvorstellungen.

Für das hier besprochene letzte Buch geht er Tausende von Jahren zurück und stützt sich dabei natürlich stark auf die Erkenntnisse von

Fachwissenschaftlern. Das Buch war wochenlang auf der israelischen Bestseller-Liste und erschien bald in der dritten Auflage in Frankreich, wo Sand am 10. März 2009 den Preis „Aujourd’hui“ erhielt, ein Journalistenpreis für ein politisches oder historisches Sachbuch. Für dieses Buch wurde er bedroht und als „kelev“, „natziv“, „masria“ (Hund, Nazi, Abtrünniger) und anderes Unschönes beschimpft. Auch akademische Besprechungen verrissen das Buch, weil es falsche Behauptungen über die jüdische Geschichte und Geschichtsschreibung aufstelle und den Juden das Recht auf ihr Land Israel abspreche. Sand sagte gemäß *linkezeitung.de* vom 18.10.2008, er finde sich nicht mutig, das Buch erst jetzt zu veröffentlichen; habe den Gedanken zu diesem Buch schon vor Jahren gehabt, aber damit bis zu seiner Ernennung zum Ordinarius gewartet – man müsse in der israelischen akademischen Welt für solche Ansichten einen Preis bezahlen.

Was sagt er nun wirklich? Er zeigt zu Beginn anhand einiger Erlebnisse, wie Israel Menschen zurückstößt, die gerne Israelis wären: Sie erhalten zwar einen israelischen Pass, damit aber keine israelische Nationalität, denn die gibt es nicht. Unter „Nationalität“ steht im Pass „jüdisch“, „arabisch“ (nicht palästinensisch), russisch oder sogar einzigartigerweise „katalonisch“. Da Israel sich offiziell als „Staat des jüdischen Volkes“ bezeichnet, gehören andere Nationalitäten nicht vollwertig dazu. Dies brachte Shlomo Sand nach eigenen Worten dazu, das zu hinterfragen, was für einen jüdischen Israeli selbstverständlich ist. (Nachfolgendes größtenteils gemäß den Aussagen Shlomo Sands in: *Le Monde diplomatique* Nr. 8652 vom 8.8.2008, Seite 3, 368 Dokumentation; im Internet unter <http://www.monde-diplomatique.de/pm/2008/08/08/a0028.text>.)

Für einen jüdischen Israeli besteht kein Zweifel, dass das jüdische Volk existiert, seit es auf dem Sinai von Gott die Thora<sup>(1)</sup> empfing und dass er selbst dessen direkter Nachkomme ist. Er glaubt auch, dass sich dieses Volk, aus Ägypten kommend, im „gelobten Land“ niederließ, wo das ruhmvolle Königreich Davids und Salomos entstand, das sich später in die Reiche Judäa und Israel teilte. Und er weiß, dass es zweimal vertrieben wurde – nach Babylon im sechsten vorchristlichen Jahrhundert nach der Zerstörung des Ersten Tempels und in alle Welt im Jahr 70 n. Chr., nach der Zerstörung des Zweiten Tempels.

Darauf folgten knapp zweitausend Jahre des Umherirrens. So verschlug es das jüdische Volk in den Jemen, nach Marokko, nach Spanien, nach Deutschland, Polen und bis weit nach Russland hinein. Doch es gelang ihm stets, die Blutsbande zwischen seinen versprengten Gemeinden zu bewahren. Deshalb blieb seine Einzigartigkeit erhalten. Ende des 19. Jahrhunderts reiften die Bedingungen für seine Rückkehr in die uralte Heimat heran. Ohne die Schoa hätten Millionen Juden nach und nach und in aller Selbstverständlichkeit Eretz Israel (das Heilige Land: die

geographische Region Israel) wieder besiedelt, denn davon träumten sie seit zwanzig Jahrhunderten.

Unberührt lag Palästina da und wartete auf sein ursprüngliches Volk, auf dass es das Land wieder zum Erblühen brächte. Denn es gehörte ihm, nicht dieser geschichtslosen Minderheit, die der Zufall dorthin verschlagen hatte. Gerecht waren also die Kriege, die das verstreute Volk führte, um sein Land wieder in Besitz zu nehmen; und kriminell war der gewalttätige Widerstand der ansässigen Bevölkerung. Diese Deutung der jüdischen Geschichte ist das Werk von Vergangenheitskonstrukteuren, deren blühende Phantasie seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus Versatzstücken der jüdisch-christlichen Religionsgeschichte eine ununterbrochene Stammesgeschichte für das jüdische Volk erfand. Die reichhaltige Geschichtsschreibung des Judentums kennt zwar auch andere Sichtweisen. Diese kamen jedoch über akademische Kontroversen nicht hinaus und änderten auch nicht die Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts entwickelte, heutige jüdisch-israelische Geschichtsauffassung. War vorher für Juden das „gelobte Land“ nur ein Symbol der Sehnsucht und Jerusalem ihnen bis zur Ankunft des Messias verwehrt, so postulierte die zionistische Sicht nun eine Verpflichtung, aus dem Exil dahin zurückzukehren. Erkenntnisse, die nicht in dieses Geschichtsbild passten, wurden weitgehend ausgeblendet. Dies ist für Sand ein „nationaler Imperativ“, der keinen Widerspruch duldet. Deshalb gibt es an israelischen Universitäten auch eigene Fachbereiche für die „Geschichte des jüdischen Volkes“, die unabhängig von den Fachbereichen für „Allgemeine Geschichte“ arbeiten. Auch die im Kern juristische Frage „Wer ist jüdisch?“ hat diese Historiker nicht weiter beschäftigt: Jüdisch ist für sie jeder Nachfahre des Volkes, das vor zweitausend Jahren ins Exil gezwungen wurde.

An der Ende der 1980er Jahre von den „neuen Historikern“ ausgelösten Geschichtsdebatte, der „Gegen-Geschichte (contre-histoire)“ der 90er Jahre gegen die „aufgepfropfte (greffée)“ Erinnerung beteiligten sich die „autorisierten“ Vergangenheitsforscher kaum. Zu Wort meldeten sich vor allem Wissenschaftler aus anderen Fachrichtungen: Soziologen, Orientalisten, Linguisten, Geografen, Politologen, Literaturwissenschaftler und Archäologen. Sie stellten neue Überlegungen zur jüdischen und zionistischen Vergangenheit vor. Akademiker aus dem Ausland schlossen sich ihnen an. Die „Fachbereiche für jüdische Geschichte“ hingegen verteidigten nach Sand nur ihre alten Mythen.

So hat sich die israelische Nationalgeschichtsschreibung kaum weiterentwickelt, und Sand meint, daran werde sich auf absehbare Zeit wohl auch nichts ändern. Doch die von der Forschung zutage geförderten Fakten führen jeden ernsthaften Historiker zu Fragen grundsätzlicher Natur.

Kann man die Bibel als Geschichtsbuch lesen? Die ersten jüdischen Historiker der Neuzeit wie Isaak Markus Jost (1793–1860) und Leopold

Zunz (1794–1886) hätten diese Frage mit Nein beantwortet. In ihren Augen war das Alte Testament ein theologisches Werk. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fanden sich Historiker, insbesondere Heinrich Graetz, ein Sohn jiddischer Eltern aus Posen (1817–1891), die eine „nationale“ Lesart der Bibel entwickelten, auch wenn sie nicht gläubig waren: Abrahams Aufbruch nach Kanaan, den Auszug aus Ägypten, das vereinigte Königreich Davids und Salomos stellten sie als Berichte über eine wahre nationale Vergangenheit dar. Die zionistischen Historiker beten seither diese „biblischen Wahrheiten“ nach, und sie wurden zum täglichen Brot im israelischen Schul- und Bildungswesen. In den 1980er Jahren erschütterten neue archäologische Erkenntnisse diese Gründungsmythen: Im 13. Jahrhundert v. Chr. kann gar kein großer Exodus stattgefunden haben, weil Moses die Hebräer nicht aus Ägypten heraus und ins „gelobte Land“ führen konnte – denn dieses stand damals unter der Herrschaft der Ägypter. Es findet sich auch nirgends ein Hinweis auf einen Sklavenaufstand im Reich der Pharaonen und auch nicht auf eine rasche Eroberung des Landes Kanaan durch irgendwelche Eindringlinge. Vom prachtvollen Königreich Davids und Salomos gibt es keine Überreste. Die Entdeckungen des vergangenen Jahrzehnts zeigen, dass damals zwei kleine Reiche existierten: das mächtigere Israel im Norden und der Zwergstaat Judäa im Süden. Dessen Bewohner, die Judäer, wurden jedoch nicht im sechsten vorchristlichen Jahrhundert vertrieben: Nur die geistigen und politischen Eliten mussten sich in Babylon niederlassen, wo sie die persischen Kulte kennenlernten. Aus dieser folgenreichen Begegnung entwickelte sich der jüdische Monotheismus.

Aber wie steht es mit der Vertreibung des Jahres 70 n. Chr.? Hat sie tatsächlich stattgefunden? Erstaunlicherweise hatte sich die Forschung mit diesem wichtigen identitätsstiftenden Ereignis noch nie beschäftigt, und zwar aus einem ganz einfachen Grund: Die Römer haben an der gesamten Ostküste des Mittelmeers nie ein Volk ins Exil geschickt. Mit Ausnahme der versklavten Gefangenen lebten die Judäer auch nach der Zerstörung des Zweiten Tempels weiter auf ihrem Land.

Eine Minderheit unter den Judäern konvertierte im vierten Jahrhundert zum Christentum. Und nach der arabischen Eroberung im siebten Jahrhundert schloss sich die Mehrheit dem Islam an. Das war den meisten zionistischen Denkern durchaus bekannt: Noch 1929, im Jahr des großen Aufstands der arabischen Palästinenser für einen eigenen Staat, schreiben darüber Jitzchak Ben Zwi, der 1952 nach Ezer Weizmans Tod Israels zweiter Präsident wurde, und Staatsgründer David Ben Gurion. Beide erwähnen mehrfach, dass die in Palästina ansässigen Bauern die Nachfahren der Bewohner des antiken Judäa seien.<sup>(2)</sup> Woher kommen also die zahlreichen seit der Antike rund um das Mittelmeer ansässigen Juden, wenn es keine Vertreibung aus dem römisch

besetzten Palästina gab? Sie sind weitgehend das Ergebnis von Missionierungen. Sie fanden statt besonders in der Zeit vom Makkabäer-Aufstand (durch den 141 v. Chr. die Herrschaft der Seleukiden über Judäa gebrochen wurde und dieses die Selbständigkeit errang, die bis zur Abhängigkeit von Rom ab 63 v. Chr. dauerte) bis hin zum Bar-Kochba-Aufstand von 132 bis 135 n. Chr. Das Judentum war nach Sand die erste Bekehrungsreligion.

Schon die Makkabäer, außerbiblisch Hasmonäer genannt, hatten die südlich von Judäa ansässigen Idumäer und die dem „Volk Israel“ einverleibten Ituräer zwangsbekehrt. Von diesem jüdisch-hellenistischen Reich breitete sich das Judentum über den gesamten Vorderen Orient und die Mittelmeerküste aus. Im ersten nachchristlichen Jahrhundert entstand im Gebiet des heutigen Kurdistans das jüdische Königreich Adiabene. Schriften von Flavius Josephus legen Zeugnis vom Bekehrungseifer der Juden ab. Auch zahlreiche andere römische Schriftsteller, von Horaz bis Seneca, von Juvenal bis Tacitus, bezeugen Furcht vor jüdischer Bekehrung. Mischna und Talmud<sup>(3)</sup> erlauben den Übertritt – obwohl die Talmudgelehrten angesichts wachsenden Drucks durch das Christentum Vorbehalte äußern.

Mit der konstantinischen Wende zu Beginn des vierten Jahrhunderts, nach der das Christentum im Jahr 380 Staatsreligion wurde, war die Ausbreitung des Judentums zwar nicht zu Ende, doch wurde die jüdische Missionierung nun an die Ränder des christlichen Kulturraums zurückgedrängt. So entsteht im fünften Jahrhundert im Gebiet des heutigen Jemen das starke jüdische Königreich Himjar, dessen Nachkommen auch nach dem Sieg des Islam bis in die Neuzeit hinein an ihrem Glauben festhielten. Arabische Chronisten berichten uns auch von Berberstämmen, die im siebten Jahrhundert zum Judentum übertraten: Den Vormarsch der Araber nach Marokko hat die legendäre jüdische Berberkönigin Dihya-el-Kahina, die im Osten des Atlas-Gebirges herrschte, im Jahr 689 immerhin für fünf Jahre aufgehalten. Judaisierte Berber beteiligten sich an der Eroberung der iberischen Halbinsel. So entstand die jüdisch-muslimische Symbiose im maurischen Spanien. Die bedeutsamste Bekehrung ereignete sich zwischen dem achten und zehnten Jahrhundert in der Region zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer: Die Chasaren nahmen den jüdischen Glauben an. Die Ausbreitung des Judentums vom Kaukasus bis zur heutigen Ukraine ließ zahlreiche Gemeinden entstehen, die erst die Mongolen im 13. Jahrhundert nach Osteuropa abdrängten. Dort bildeten sie gemeinsam mit den aus den südslawischen Regionen und dem heutigen Deutschland zugewanderten Juden das Fundament der großen jiddischen Kultur.

Bis in die 1960er Jahre hinein tauchten diese Fakten noch in der zionistischen Geschichtsschreibung auf. Später wurden sie zunehmend an den Rand gedrängt und verschwanden schließlich ganz aus dem öffentlichen

Bewusstsein Israels. Sand meint: Im Jahr 1967 konnten die Eroberer der Stadt Davids natürlich nichts anderes sein als direkte Nachfahren seines mythischen Königreichs und nicht etwa, Gott bewahre, die Abkömmlinge von Berberkriegern oder chasarischen Reitern.

Seitdem gelten die Juden als ein spezifisches *ethnos*, das nach zweitausend Jahren Exil und Wanderschaft endlich in seine Hauptstadt Jerusalem zurückgekehrt ist. Die Verfechter dieser linearen Erzählung mobilisieren nicht nur den Geschichtsunterricht, sondern bemühen auch die Biologie. Seit den siebziger Jahren setzen die gemäß Sand sogenannten „wissenschaftlichen“ Forschungen alles daran, die genetische Verwandtschaft der Juden aus aller Welt zu beweisen. Die „Herkunft der Völker“ ist inzwischen ein akzeptiertes und beliebtes Forschungsfeld der Molekularbiologie, und bei der eifrigen Suche nach dem gemeinsamen Ursprung des „erwählten Volks“ erhält das Y-Chromosom (seine Mutationen) einen Ehrenplatz an der Seite einer jüdischen Klio.<sup>(4)</sup> Das eigentliche Problem ist, dass diese Geschichtsauffassung die Grundlage der Identitätspolitik des Staates Israel bildet: Aus dieser ethnozentrischen Definition des Judentums erfolgt die strikte Abgrenzung von Nichtjuden – von Arabern ebenso wie von russischen Zuwanderern und Arbeitsmigranten. Sechzig Jahre nach seiner Gründung weigert sich Israel, eine Republik für alle seine Bürger zu sein. Da knapp ein Viertel der Staatsbürger als Nichtjuden gelten, ist dieser Staat dem Geist seiner Gesetze nach nicht der ihre. Umgekehrt tritt Israel stets als der Staat der Juden in aller Welt auf, auch wenn diese keine verfolgten Flüchtlinge mehr sind, sondern mit allen Rechten ausgestattete Staatsbürger der Länder, in denen sie leben.

Es ist kein leichtes Unterfangen, eine neue jüdische Geschichte zu schreiben, denn die Juden sind keine durch einen gemeinsamen Ursprung vereinte, in zweitausendjähriger Wanderschaft über die Welt verstreute Ethnie, sondern haben nach Sand vor langer Zeit, meist durch Konversion, in verschiedenen Gegenden der Welt Religionsgemeinschaften gebildet, aber meist keine sonstigen Gemeinsamkeiten gehabt; sie waren kulturell so unterschiedlich wie ihre Gastgebernationen. Geschichtsmymen, die mit der Erfindung des Nationalstaats verbunden sind, entpuppten sich gegen Ende des 20. Jahrhunderts aufgrund wissenschaftlicher Erkenntnisse vielfach als Träume. Sand hofft zum Schluss seines Artikels, dass an die Stelle der gestrigen Ursprungsmythen, die er Identitätsalpträume nennt, neue Träume treten können.

In seinem Buch geißelt er deshalb zum Schluss noch einmal den Widerspruch, der in der Bezeichnung des „Staats des jüdischen Volkes“ als demokratisch liegt. Er nennt ihn eine Ethnokratie und zitiert dazu unter anderem die Auffassung eines Honorar-Vizepräsidenten und ehemaligen Justizministers: „Die Gene unserer Vorfahren sind in uns verwurzelt, ob wir wollen oder nicht. Ein Mensch, der sich achtet, will nicht nur wiss-

sen, wie er existiert und wohin er geht, sondern gleichermaßen, von wo er kommt. Das Erbe Israels im weiteren Sinn ist das Vermächtnis, das der Staat naturgemäß empfangen hat, und es macht von selbst daraus einen jüdischen Staat.“

Sand sagt dagegen: „Das Scheitern der heutigen zionistischen Logik, liegt in der Ablehnung einzusehen ..., daß Juden sich wohl um das Schicksal anderer Juden Gedanken machen, ohne (aber) darum mit ihnen eine nationale Existenz leben zu wollen.“ Nach der Betrachtung liberaler westlicher Staaten, sagt er: „Die Tatsache zum Beispiel, dass es keine Zivilehe gibt, keine zivile Beerdigung, keine öffentlichen Transporte am Sabbat und an Feiertagen, oder dazu die Verletzung des Eigentumsrechts arabischer Bürger, zeigen einen sehr wenig liberalen Aspekt der Gesetzgebung und der israelischen Alltagskultur. Außerdem hat die über 40jährige Beherrschung eines ganzen Volkes in den eroberten Gebieten, das gänzlich rechtlos ist, ... nicht zur Konsolidierung und Erweiterung eines stabilen Liberalismus auf hohem Niveau ... beigetragen.“ Es sei zwar nichts dagegen einzuwenden, daß der symbolisch-kulturelle Rahmen Israels jüdisch sei, aber es wäre doch angebracht, zu den jüdischen Festen, die trennen, Symbole und Feste einzuführen, die ein Gefühl der Gemeinschaft aller Bürger schüfen, „auch eine Trauerstunde ... zum Gedenken an die Vertreibung der Palästinenser“. Solch ein Versuch sei nie gemacht worden. Wegen dieser zionistischen Einstellung sei zu zweifeln, daß der „jüdische“ Staat fähig sei, zugleich auch demokratisch zu sein. In allen heutigen Demokratien verteidigen die Minoritäten ihre Identität gegen die Majorität. „In Israel ist die Lage umgekehrt: die Vorrechte sind der jüdischen Mehrheit reserviert und an ‚seine Reste, die im Exil umherirren‘.“ Nachdem er einige Gesetze anführt, lautet seine Urteil: „... der Staat Israel schreibt über seine Gesetzgebung seinen Juden das Wesentliche des Gemeinwohls zu.“ Aber Jude kann man als Nichtjude nur werden, wenn man den Glauben nach den religiösen Vorschriften annimmt. Ansonsten bleibt es immer bei der anfangs genannten Nationalitätsbezeichnung im Pass. Sand schreibt: „... Israel kann charakterisiert werden als eine jüdische Ethnokratie mit liberalen Zügen, d. h., ein Staat, dessen Hauptaufgabe es ist, nicht einem zivilen und gleichen *demos* zu dienen, sondern einem biologischen und religiösen *ethnos*, das historisch gesehen völlig fiktiv ist, aber voller exklusiver und diskriminierender Vitalität in der Realität.“

Aus „ethnischen“ Gründen hat man, so Sand, den Gedanken zurückgewiesen, die Bewohner der 1967 eroberten Gebiete auf der Grundlage der Gleichheit zu integrieren: „Eine Säuberung vom größten Teil der „Autochthonen“, wie sie 1948 in der Küstenregion und in Galiläa durchgeführt worden war, war nach dem Krieg von 1967 unmöglich geworden und konnte nur ein heimlicher Wunsch bleiben. ... die formelle Annexion der neuen Territorien hätte zu einer binationalen Einheit geführt und jede

Hoffnung auf das Weiterbestehen eines Staates jüdischer Majorität zunichte gemacht.“ In 40 Jahren habe man nicht verstanden, daß in der modernen Welt die Kontrolle über ein Stück Land nicht unbedingt eine Machtquelle ist. Es gäbe noch immer keine genügend couragierten Politiker, die „Erde Israels“ zu beschneiden.

Aber selbst das würde das Problem nicht lösen, das sich im Inneren Israels anbahnt: die Spaltung durch die Radikalisierung seiner palästinensischen Bürger, denen, gerade weil sie im täglichen Leben den Juden immer näher kommen, ihre rechtlichen und politischen Benachteiligungen immer bewusster werden. „Das arrogante Denken, diese wachsende Bevölkerung ... werde ewig ihren Ausschluss von den politischen und kulturellen Zentren akzeptieren, ist eine gefährliche Illusion, die an die Blindheit ... vor der ersten Intifada erinnert.“ Aber die Schwächung der Herrschaft Israels über Gebiete, „wo es eindeutig ein typisches Apartheid-Regime walten ließ ... die Schäden (der Intifada) ... waren unbedeutend im Vergleich zu der latenten Gefahr, die im Hass-Potential der frustrierten Palästinenser innerhalb seiner Grenzen liegt.“ Sand weiter: „Kein Jude, der in einer liberalen westlichen Demokratie lebt, könnte sich heute an die Formen der Diskriminierung und Ausschließungen gewöhnen, welche die israelischen Palästinenser durchleben ...“ Prozionistische Juden in aller Welt störe es nicht, dass der „jüdische Staat“ aufgrund seiner undemokratischen Gesetze weder in die Europäische Union noch als Staat der USA akzeptiert werden könnte. Dennoch sähen sie in ihm ein Land „der Reserve“, ohne jedoch dahin auswandern zu wollen. „Nichts könnte (auch) für die Stärke Israels schädlicher sein als die Einwanderung aller prozionistischen jüdischen Pressure Groups in das Heilige Land. Es ist für Israel bei weitem besser, dass diese Gruppen in der Nähe der Zentren der Macht und der Medien der westlichen Welt bleiben...“ Aber Israel werde nicht immer seine Kraft aus der „transnationalen Diaspora“ ziehen können, denn Mischehen und die Verringerung des Antisemitismus hätten nach Umfragen zur Folge, dass das Interesse und die Unterstützung für Israel unter den Juden bis zum Alter von 35 sinkt. Auch die unbedingte Unterstützung des Westens sei nicht gesichert, trotz des „Neokolonialismus“ in Form der Invasionen von Afghanistan und Irak, der die Machteliten Israels „berauscht“ habe. „Nicht die ferne Metropole wird den zukünftigen Reaktionen aufgrund der Demütigung der muslimischen Welt ausgesetzt sein, sondern ihr Brückenkopf. Das Schicksal eines in sich geschlossenen ‚Ethnos‘-Staates, isoliert in einer kleinen Ecke der arabischen und muslimischen Welt, ist daher unsicher.“

„Die ideale Lösung wäre ... selbstverständlich die Schaffung eines demokratischen binationalen Staates vom Mittelmeer bis zum Jordan, aber es wäre nicht besonders vernünftig, vom jüdisch-israelischen Volk zu erwarten, dass es (nach alledem, was es durchgemacht hat) akzeptierte, von einem Tag auf den anderen eine Minorität in seinem Land zu sein. Wenn



es politisch abwegig ist, von den jüdischen Israelis die Liquidation ihres Staates zu erwarten, so muß man dafür aber fordern, dass sie aufhören, ihn als ihr unteilbares Eigentum zu betrachten, einen Rassentrennungsstaat aus ihm zu machen, der einen großen Teil seiner Bürger diskriminiert wie unerwünschte Fremde. ... Es ist zu spät, aus Israel einen einheitlichen, homogenen Nationalstaat zu machen; man muß daher parallel zur Israelisation, die den „anderen“ einlädt, eine demokratische multikulturelle Politik entwickeln, vergleichbar der in Großbritannien oder in Holland, die den palästinensischen Israelis zu ihrer völligen Gleichstellung eine entwickelte, institutionelle Autonomie verschafft.“

Zum Schluß fragt Shlomo Sand, wieviel Prozent der jüdischen israelischen Bevölkerung bereit wären, auf ihre Privilegien zu verzichten, ob die Eliten bereit seien, eine solche Transformation durchzusetzen, wieviel Bürger die Zivilheirat annehmen und das Rabbinat vom Staat trennen wollten und ähnliches. Wann werde der jüdische Nationalfonds aufhören, eine „ethnozentrische, diskriminierende Institution“ zu sein und vielleicht einen ersten Kapitalstock zur Entschädigung der palästinensischen Flüchtlinge schaffen? Werde jemand wagen, das Gesetz abzuschaffen, nach dem jeder Jude ein Recht hat, Bürger Israels zu werden, und das Asylrecht nur auf verfolgte Juden anzuwenden? „Schließlich die zentrale, vielleicht problematischste Frage: In welchem Maße wird die jüdisch-israelische Gesellschaft gewillt sein, sich von ihrem tief verankerten Bild des ‚erwählten Volkes‘ zu befreien, und ist es vorstellbar, dass sie aufhört, sich zu glorifizieren und den anderen auszuschließen, sei es im Namen einer Geschichte ohne Grundlage, sei es über eine gefährliche biologische Wissenschaft?“ Er schließt fragend: „Wenn die Vergangenheit der Nation wesentlich vom traumhaften Mythos abhängt, warum nicht damit beginnen, seine Zukunft neu zu denken, gerade noch rechtzeitig, bevor der Traum sich in einen Albtraum verwandelt?“

Wegen dieser brennenden, für Israel lebensentscheidenden Gedanken und Fragen, hat Sand das Buch geschrieben. Aber fast drei Viertel des Buches sind der Entschleierung des zionistischen Geschichtsbildes gewidmet, wie Sand es sieht. Seine vielen Bezüge auf andere, meist jüdische Wissenschaftler, zeigen, dass er hier viele Vor- und Mitstreiter hat. Wahrscheinlich wurde das Buch auch gerade deshalb ein Erfolg. Vordergründig ist es deshalb kein Wunder, dass dies die hauptsächliche Kritik auf sich zieht, wie dem Internet zu entnehmen ist. Aber ob sie stichhaltig ist oder nicht, wie es den Anschein hat, so geht sie doch erstaunlicherweise am Wesentlichen vorbei, nämlich seinen mehrfach wiederholten Postulaten für ein lebenswertes und lebensfähiges Israel aller seiner Bürger in der Zukunft.

Bemerkenswert ist angesichts des Wirbels, den das Buch in Israel und in Frankreich verursacht hat, dass es in Deutschland kaum beachtet wur-

de. Beispielsweise sagte die Süddeutsche Zeitung (1.11.2008) gleich, es sei eine „vollkommene Minderheitenmeinung“ und enthalte „mehrere historische Fehler“, die Frankfurter Rundschau (28.1.2009) skizzierte den historischen Inhalt, und im Internet-Archiv der FAZ steht unter der Überschrift des Feuilleton-Artikels vom 12.3.2009: *Ein jüdisches Volk hat es nie gegeben Der Antisemitismus ist zurück: Zola, die Auschwitz-Leugner und Papst Pius XII.*

Deutschland ist wohl der einzige Staat, für den die Existenz Israels nach den Worten der Bundeskanzlerin erklärtermaßen zur Staatsraison gehört. Damit ist offenbar keineswegs eine Informationsraison der Medien verbunden, die Bürger, welche letztlich für das Wort der Kanzlerin einstehen müssen, über wesentliche geistige Vorgänge in diesem Land in Kenntnis zu setzen.

#### **Fußnoten von S. Sand**

- (1) Die Thora – die hebräische Wurzel „*jara*“ bedeutet „lehren“ – ist der Gründungstext des Judentums.
- (2) Vgl. David Ben Gurion und Jitzchak Ben Zwi, „Eretz Jisroel in fergangenheit un gegenwart“, New York 1918, und Jitzchak Ben Zwi, „Unsere Bevölkerung im Land“ (auf Hebräisch), Warschau, Exekutivkomitee der Jugendunion und Jüdischer Nationalfonds, 1929.
- (3) Die Mischna, die als das erste Werk der rabbinischen Literatur gilt, wurde im zweiten Jahrhundert n. Chr. abgeschlossen. Der aus Mischna und Gemara („Kommentar“) bestehende Talmud versammelt die rabbinischen Debatten über das Gesetz, die Bräuche und die Geschichte der Juden.
- (4) Klio ist in der griechischen Mythologie die Muse der Heldendichtung und der Geschichtsschreibung.

**Dirk Bavendamm: *Der junge Hitler. Korrekturen einer Biographie. 1889–1914.***

Ares Verlag, Graz 2009 – Ca. 530 Seiten, Bildteil, 15 x 23 cm, Hardcover. ISBN 978-3-902475-73-2 – Preis 29,90 € – Das Buch ist seit Anfang Oktober 2009 im Buchhandel des gesamten deutschsprachigen Raumes erhältlich.

Von Spectator

Wie war es möglich, dass Hitler einst die Herzen und Hirne so vieler Deutscher gewonnen hat? Dieser nach wie vor wichtigen Frage ist der Historiker und Publizist Dirk Bavendamm, einer breiteren Leserschaft durch seine Bücher über Präsident Franklin D. Roosevelt und die Mitverantwortung der USA für den Zweiten Weltkrieg bekannt, in seinem neuesten Buch nachgegangen. Seine Antwort lautet: Weil Hitler mit ihnen von Kindesbeinen eine gemeinsame Hochkultur teilte, über die er die Deutschen bis zum bitteren Ende äußerst wirkungsvoll führen und verführen konnte.

Bavendamm's umfangreiche Studie gliedert sich in drei Teile. Der erste Teil setzt den biographischen Rahmen, den der Verfasser überall dort korrigiert, wo die bisherigen Biographen entweder Hitlers eigene Darstellung in *Mein Kampf* zu wörtlich nahmen oder tatsachenwidrig über wichtige Veränderungen in der Lebensplanung und Lebensführung ihres Protagonisten hinweggegangen sind. Den zweiten Teil bilden die nachweisbaren Beziehungen des jungen Hitler zu Exponenten der deutschen Hochkultur, zu denen Bavendamm neben Kaiser Franz Josef I. von Österreich-Ungarn und Bismarck mit guten, weil jeweils ausführlich dargelegten Gründen auch Friedrich von Schiller, Richard Wagner, Gustav Mahler, Friedrich Nietzsche, Arthur Schopenhauer und Karl May zählen kann. Manche überraschende Entdeckung ist hier zu machen.

Den dritten und letzten Teil seines Buches widmet Dirk Bavendamm verschiedenen Themenbereichen, an denen er Persönlichkeit und Weltanschauung des jungen Hitler festmachen kann. Diese Bereiche betreffen Themen wie Kunst, Kultur und Reich, Nation, Volk und Rasse, Mythos, Geschichte und Staat, Kirche, Glaube und Religion, Liebe, Ehe und Sexualität, Landschaft, Natur und Mensch, Geld, Wirtschaft und sozialen Nationalismus sowie das Verhältnis des jungen Mannes zu Antisemiten und Juden, das ein vom Autor mit Recht besonders sorgfältig erforschtes Kapitel ist. Prolog und Epilog sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis runden das imposante Werk zusammen mit einem Bildteil und einem Personenregister ab.

Bavendamm untersucht Psyche, Physis und Persönlichkeit seines Protagonisten und widmet sich auch der Art und Weise, wie der junge Hitler seine Umwelt durch Verstand, Gefühl und Intuition wahrgenommen bzw. auf diese reagiert hat. In politischer Hinsicht verortet er ihn zwischen dem Deutschnationalismus eines Georg von Schönerer, dem politischen Pragmatismus des Wiener Bürgermeisters Karl Lueger und dem radikalen Flügel der österreichischen Sozialdemokratie, die eine Lösung aller nationalen und sozialen Probleme der Donaumonarchie in einer Revolution nach dem Muster von 1848 sah. Insgesamt zeichnet Bavendamm den jungen Hitler als idealistischen Revolutionär nicht „rechter“, sondern „linker“ Provenienz, was bei antifaschistischen Linken und Linksliberalen unserer Tage natürlich auf heftigen Widerspruch stoßen wird.

Die positive Haltung, die Hitler 1919 zur bayerischen Räterepublik unter dem jüdischen Sozialisten Kurt Eisner einnahm, bestätigt zudem Bavendamm Auffassung, dass an der Wiege der nationalsozialistischen Ideologie und damit auch des „Dritten Reiches“ außer der deutschen Hochkultur eher antikapitalistische als antibolschewistische Motive gestanden haben. Hier tut sich ein nicht unwichtiger Gegensatz zu Ernst Nolte auf, der bekanntlich die weitverbreitete Angst vor dem Bolschewismus zur entscheidenden Voraussetzung für Hitlers Erfolg bei den Massen erhoben hat.

Kritisch setzt sich Dirk Bavendamm mit der Tatsache auseinander, dass die bisherigen Hitler-Biographen ihrem Protagonisten fast ausnahmslos jede Bildung abgesprochen haben, wodurch dessen Bild zum Nachteil des wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritts verzerrt worden ist. Überzeugend weist er nach, dass dafür bildungsbürgerliche Vorurteile verantwortlich waren. Mit Recht kann Bavendamm deshalb in bezug auf den jungen Hitler von einem „*hidden curriculum*“ sprechen, von einem verborgenen Bildungsweg, den er nun erstmals mit viel Mühe und Umsicht und auch mit viel Gefühl für das Unwägbare und kaum Sagbare quellennah freigelegt hat. Schon allein dafür muss man ihm dankbar sein, weil sich daraus ein tieferes Verständnis jener „Nibelungentreue“ erschließt, die das deutsche Volk trotz Terror, Krieg und Massenmord zwölf Jahre lang mit seinem „Führer“ zusammengeschweißt hat.

Um endlich nachzuholen, was namhafte Autoren wie Brigitte Hamann und Ian Kershaw versäumt haben, lässt Bavendamm seine Studie schon beim Elternhaus, bei der *patchwork*-Familie sowie bei den vielen Ort- und Schulwechseln beginnen, die der Bub von Geburt an über sich ergehen lassen musste. Dessen Lebensverhältnisse waren so kompliziert, dass man von einer schweren Hypothek sprechen kann, sind aber bisher kaum angemessen gewürdigt worden, weil unter dem Zwang der *Political correctness* allenthalben Angst vor einer „Verharmlosung“ Hitlers besteht. Bavendamm will aber nicht verharmlosen, sondern aufklären, was heute noch aus einer Entfernung von etwa hundert Jahren aufzuklären ist. Die

oberösterreichische Provinzhauptstadt Linz, wo der junge Hitler fünf Jahre lang zur Schule ging und grundlegende Impulse für seine Haltung zu Kunst, Kultur und Politik empfing, ist dem Autor daher wichtiger als das glamouröse Wien, das bisher die Aufmerksamkeit aller Hitler-Biographen gefesselt hat.

Durch sein flott und allgemein verständlich geschriebenes Buch gelingt es Dirk Bavendamm, allzulange vernachlässigte Fakten, Themen und Zusammenhänge in einer Tiefe und Breite auszuloten, die man in den bisherigen Biographien über den jungen Hitler vergeblich sucht. Sein Buch stellt auch insofern eine Novität dar, als es auf eine durchgehende Chronologie verzichtet und statt dessen eine Sammlung von 33 kompakten Monographien darstellt, die man mit Gewinn einzeln lesen kann, ohne dass dadurch der Zusammenhang verloren geht. Nebenbei gesagt, mutet der neue Bavendamm sogar wie ein Kommentar zur aktuellen Weltwirtschaftskrise an. Denn er verdeutlicht, warum „ein zweiter Hitler“ trotz aller Unkenrufe heute nicht mehr möglich ist. Das mag im Hinblick auf die politische Entwicklung der nächsten Jahre beruhigend sein. Es zeigt aber auch, wieviel Substanz Deutschland im Guten wie im Schlechten nicht zuletzt durch den „American way of life“ verloren hat. Insofern knüpft der Autor gewollt oder ungewollt an seine beiden Roosevelt-Bücher an.

**Peter Broucek: *Ein General im Zwielficht. Die Erinnerungen Edmund Glaises v. Horstenau***

*Böhlau Wien* 1980 in der Reihe: Veröffentlichungen der Kommission für neuere Geschichte Österreichs, Band 67.

Von Menno Aden

Die zweibändige Ausgabe ist mit zahlreichen, vor allem Personen erklärenden Fußnoten ausgestattet. Band 1 mit 552 Seiten beschreibt Jugend bis Ende des 1. WK; der 2. Band mit 697 Seiten die Zeit ab dann. Die Erinnerungen Glaises sind kein zusammenhängendes Memoirenwerk. Es handelt sich um mehrere Schübe von Niederschriften, welche G. zumeist gegen Ende des 2. WK, z. T. schon in Gefangenschaft, schrieb. Glaise hat zwar praktisch alle wichtigen Personen seiner Zeit gekannt, aber an wirklich großen Entscheidungen hat er nicht mitgewirkt. Seit 1939 ist er ohne wirklichen Einfluss, auch wenn ihm Titel (Landesminister, General) und persönliche Kontakte bleiben.

Der Wert dieser Erinnerungen liegt in der Detailfülle, die bis zum tiefsten Brunnengrund des Geschichtlichen reicht und uns zeigt, *wie es wirklich war*. Krankheiten von Haustieren finden Erwähnung und die Sitzordnung bei Festessen. Aber Glaise verliert sich nicht in Details, sie haben immer eine Bedeutung. Im ersten Falle wird die betübte Laune des Hundebesitzers begründet, im zweiten die Möglichkeit, den Kaiser bzw. Hitler (nicht) zu hören oder zu sprechen. Es ist ein Verdienst dieser Ausgabe, dass viele Begebenheiten durch Fußnotenhinweise auf andere Quellen bestätigt werden. So zeigt sich, dass Glaise offenbar stets wahrheitsgetreu berichtet, auch dann, wenn er selbst nicht so gut abschneidet. So klagt er sich (um 1940) einmal der Vordrängelei in einer Schlange an und den berechtigten Vorhaltungen eines Wartenden sehr grob geantwortet zu haben. Aber auch diese objektiv unwichtige Begebenheit stellt sich für den Leser in einen größeren Zusammenhang. Der Wartende war ein Reichsdeutscher. Glaise, dem lebenslangen Befürworter des großdeutschen Gedankens, war vor diesem ganz unschuldigen reichsdeutschen Soldaten der Kragen geplatzt. Die vielfältigen Beschädigungen, die sein geliebtes Österreich nach dem Anschluss erleiden musste, hatten diesen stets besonnenen und großzügig denkenden Mann um seine Contenance gebracht.

# I. Habsburg und sein Mythos

## 1. Ausgangspunkt

Das Gebiet des heutigen Österreich heißt offiziell erst seit 1919 so. Der Name kommt erstmals in einer Urkunde des Kaisers Otto III. v. 1. November 996 vor.<sup>94</sup>

Bis zuletzt führte der Kaiser eine lange und ehrwürdige Reihe von Hoheitstiteln, die schon dem damaligen Bürger nicht mehr verständlich waren und heute wie aus einer wirklich sehr fernen Zeit herüberklingen: Er war König von Böhmen und als solcher Kurfürst des Alten Reiches; er war Herzog von Ober- und Niederösterreich, der Steiermark und Krain (=Istrien), Graf von Tirol, und zwar, was im Reich eine Besonderheit war, *geführsteter* Graf; er war König von Lodomerien, und es wusste schon damals kaum jemand, wo dieses Königreich zu suchen sei; er nannte sich König von Dalmatien, was, da es ein solches niemals zuvor gegeben hatte, schon ein wenig nach Operette klingt; und selbstverständlich war er Graf v. Kyburg, was einer der Titel war, welchen der eigentliche Gründer der Dynastie, Rudolf v. Habsburg, geführt hatte. Der österreichische Hofkalendar auf das Jahr 1914 nennt noch viele weitere Titel, darunter auch den erstmals von dem Kreuzfahrer Gottfried v. Bouillon angenommenen eines Königs von Jerusalem, der sich über viele Zwischenschritte mit dem Titel des letzten abendländischen Kaiser vereinigt hatte.

Loslösungsbestrebungen der Ungarn machten sich in mit dem Namen Kossuth verbundenen Aufständen Luft (1848). Diese wurden mit russischer Hilfe ziemlich blutig unterdrückt, führten aber zu dem sogenannten Ausgleich (1867) und einer deutlichen Aufwertung Ungarns im Gesamtreich. Österreich-Ungarn, wie es nun hieß, war in praktisch zwei Staaten, einen deutschen und einen ungarischen, zerlegt. In dem nun geschaffenen Staatsgebilde lagen nur noch einzelne zentrale Zuständigkeiten beim Kaiser als dem Oberhaupt des Reiches, der als König von Ungarn freilich auch Oberhaupt dar Ungarn war. Dazu gehörte die Auswärtige Politik.<sup>95</sup> Die Botschafter der Donaumonarchie<sup>96</sup> waren daher kaiserliche und königliche, also *k. u. k.* Botschafter. Die Landesverteidigung oblag dem *k. u. k.* Militär, und die Zölle wurden von *k. u. k.* Zollverwaltungen erhoben usw.

---

94 Ostarichi-Urkunde; vgl. Bd. 2, FN 117 m. N. – Die nach dem Anschluß offizielle Bezeichnung *Ostmark* geht zurück auf die Übersetzung von *marchia orientalis*, welche sich auf den Streifen zwischen Enns und dem Wiener Becken bezog.

95 Ähnlich im 2. deutschen Kaiserreich, wo der Deutsche Kaiser verfassungsgemäß personen- gleich mit dem König v. Preußen war.

96 Vgl. die geographischen Bezeichnungen „Hohe Pforte“ (= ursprünglich das große Tor, durch welches man in den Serail des Sultan schritt) für das Osmanische Reich; den „Hof von St. James“, dem historischen Amtssitz des englischen Königs für Großbritannien usw.

Wenn der Kaiser in seiner Eigenschaft als einfacher Landesherr in seinen nicht ungarischen Landesteilen Hoheitsrechte ausübte, dann geschah das kaiserlich-königlich, kk (ohne *und*). In Ungarn handelte der Kaiser nur als König, seine Behörden dort waren z. B. das k. Innenministerium (ohne ein zweites „k“ oder „und“), aber gelegentlich auch zur Verdeutlichung *ku* (königlich-ungarisch). Schon diese Unterscheidungen waren vielen ein Mysterium.

## 2. Österreich als Vorbild des europäischen Vertragsimperiums?

Österreich-Ungarn, das Kakanien Robert Musils, war ein *unverstanden* Staat, der in so vielem ohne Anerkennung vorbildlich gewesen ist ... *Verwaltet wurde dieses Land in einer aufgeklärten, wenig fühlbaren, alle Spitzen vorsichtig beschneidenden Weise von der besten Bürokratie Europas.*<sup>97</sup> Österreich-Ungarn war als Staat ein Mysterium und politisch eigentlich gar nicht möglich. Es hat ihn trotzdem gegeben. Die Weltgeschichte kennt wohl keinen Staat, der sich rechtlich und politisch mit der Doppelmonarchie vergleichen lässt.

Die heutige EU ist rechtlich zwar etwas klarer strukturiert als Österreich-Ungarn, aber eigentlich nicht sehr viel klarer. Die EU ist mehr als nur ein Verein von Staaten, wie es der Völkerbund war und heute die UN, aber sie ist, obwohl Völkerrechtssubjekt, selbst kein Staat. Die Mitgliedsstaaten genießen nach herrschender Lehre zwar weiterhin eigene staatliche Souveränität, aber diese ist, bei genauem Hinsehen, auch bei den größeren Mitgliedern nicht mehr klar zu erkennen. Bei den kleineren Mitgliedern ist sie praktisch kaum noch da. Theoretisch hatte das Herzogtum Krain, welches etwa dem heutigen Slowenien entspricht, im österreichisch-ungarischen Staatsverband ähnliche Mitwirkungsrechte wie das Königreich Ungarn. Theoretisch ist auch das heutige Slowenien in der EU ebenso souverän wie Deutschland oder Frankreich. Kehrt die Donaumonarchie in der EU heute in anderer Gestalt wieder?

Kaiser Joseph II. (1780–90) hatte versucht, seine Erbländer zu einem zentralisierten Einheitsstaat zu machen. Einzige Autorität sollte der Kaiser sein. Auch den Einfluss der Kirche suchte er zurückzudrängen; Klöster wurden aufgehoben. Deutsch sollte die einzige Verwaltungssprache im Reich sein. Das aber widersprach dem Herkommen Habsburgs, den beherrschten Völkern alle Freiheiten insoweit zu lassen, als die Reichstreue nicht in Frage gestellt wurde. Es wird in Glaises Erinnerungen immer wieder deutlich, dass, bei einer grundsätzlich großdeutschen Einstellung, sein persönliches Treueverhältnis zum Kaiser und der Dynastie seine Gedankenwelt noch in amerikanischer Gefangenschaft beherrscht. Dieses steht über den nationalen Zugehörigkeiten. Glaise ist schon in der

---

97 Der Mann ohne Eigenschaften, 1. Buch, 8. Kapitel



Militärrealschule böse auf seine ungarischen Klassenkameraden, nicht weil sie nationale Interessen haben und fördern, auch er selbst bekennt sich immer wieder als Deutschen, sondern weil sie ihre Nationalität über die Reichsidee stellen. *Wenn die Fahne mit dem Doppeladler ... enthüllt wurde, lief ein patriotischer Schauer über meinen Rücken.* (Bd. 1, S. 123).

Die EU wird dann vollendet sein, wenn wir, obwohl Deutsche, Dänen usw, die „Reichsidee“, den Gedanken an die geschichtliche und kulturelle Einheit Europas, über unsere nationale Zugehörigkeit stellen.

## II. Herkunft Glaises

*Als ich im Juli 1936 Minister wurde, kam der deutsche Militärattaché aufgeregt zu mir. Generalfeldmarschall v. Blomberg habe ein anonymes Schreiben erhalten, in welchem ich als Judenstämmling ... geschmäht wurde ..., es wäre doch gut, meine Abstammung klarzulegen, ich tat es* (S. 67). In diesem ersten Satz des Gesamtwerkes ist bereits der Ton angeschlagen, den der Leser nie wieder aus den Ohren verliert, nämlich das Verhältnis zwischen Deutschen bzw. Deutschösterreichern und den anderen Völkern, über welche das schwarz – gelbe Banner Altösterreichs wehte. Juden sind anders, wie auch die Tschechen und Ungarn anders sind, ebenso wie die vielen anderen Völkerschaften, über welche der Kaiser herrscht. Glaise fühlt sich als Deutscher. Er möchte schon deutlich machen, wer er ist und woher er kommt. Man würde in den 1200 Seiten der Erinnerungen aber vergeblich nach einem abschätzigen Wort über Juden, Tschechen, Ungarn, Kroaten usw suchen. Italien freilich, welchem er Verrat durch seinen Kriegseintritt 1916 vorwirft, hat nicht seine Sympathie. Mit seinem italienischsprachigen Offiziersdiener aus Welschtirol aber spricht er dennoch Italienisch.

*Der Großvater wurde aufgrund seiner 35jährigen Militärdienstzeit und mitgemachter Kämpfe in den einfachen Adelsstand erhoben – mit dem Prädikat v. Horstenau* (S. 70). Es war bis zum Ende der Monarchie üblich, langjährige und treue Dienste so zu belohnen. Das kostete den Kaiser kein Geld. Die Familie blieb jedenfalls unbemittelt. Der Vater Glaises war als Hauptmann in Braunau stationiert, wo er die Mutter kennenlernte. *Der Verheiratung stand ein sehr peinliches Hindernis entgegen. Es mangelte an der kleinen Kaution, die für die Heirat eines aktiven Hauptmannes vorgeschrieben war.* Nach einer neunjährigen Verlobungszeit konnte 1881 endlich geheiratet werden (S. 76/77). 1889 starb der Vater, und die Mutter bekam, da sie die Heirat erst nach der Inaktivierung des Vaters stattgehabt hatte, keine Versorgung.

Der Knabe will Priester werden, *wobei das Salzburger Milieu zweifellos mitwirkte... Auf Schritt und Tritt wurde man auf den Glanz der Kirche hingewiesen.* Die Mutter schneiderte ihm ein Priestergewand, *und nun wurde*

*den ganzen Tag Messe gelesen und gepredigt ... Da gab es unausgesetzt große Pontifikalämter und prachtvolle Leichenbegängnisse ... Nicht leicht konnte jemand mit ... besseren Vorsätzen zur ersten Beichte gehen wie ich. Als ich in einer Geschichte über Luther las, verschlug mir die Entrüstung über den widerspenstigen Mönch den Atem. (S. 85 f)*

Über seinen Glauben sagt G. nichts. Es ist wohl eher die machtvolle Pracht der katholischen Kirche, welche den Jungen beeindruckt. Nur einmal kommt G. auf dieses Thema unter dem Eindruck eines langen nächtlichen Gesprächs mit Hitler im April 1939 ernsthaft zurück (2. Bd. S. 361). *Er (= Hitler) sieht in Gott eine außerhalb des Weltalls wirkende Kraftquelle, die allerdings für die menschliche Vernunft so unfassbar ist, dass es blasphemisch ist, an sie menschliche Maßstäbe wie Allwissenheit, Allweisheit oder dergleichen anzulegen. Ich glaube, dass sich mein Gottesbegriff weitgehend mit dem des Führers deckt. Dem Christentum jeglicher Färbung steht Hitler allerdings gewiss fremd, wenn nicht überhaupt ganz abgeneigt, gegenüber.* Wie auch Hitler sich niemals förmlich von der katholischen Kirche abgewendet hat, so bleibt Glaise der Kirche zugetan.

Aber er lässt sich von den Formen des katholischen Gottesdienstes weiterhin beeindrucken: *Am anderen Morgen genossen wir das von Kardinal Faulhaber pontifizierte Osterhochamt (1939) . Die Kirche war gesteckt voll ... Die gottesdienstliche Handlung ließ an feierlichem Gepränge nichts zu wünschen übrig.*(2. Bd., S. 365). Unter dem Eindruck zunehmenden Terrors wendet er sich aber anscheinend der Kirche innerlich wieder mehr zu. Als er 1938 das Grab von Ludendorff, dessen Frau Mathilde Rückkehr zu einer Art altgermanischen Gottesglauben gepredigt hatte, besucht, schreibt G., der sonst den Namen Gottes kaum in den Mund nimmt, wohl in feiner Ironie: *Gott gebe ihnen die ewige Ruhe.*

G. blieb unverheiratet. Über sein Verhältnis zu Frauen spricht er nicht. Er beklagt nur mehrfach die gar zu gewaltsame Liebe seiner Mutter, der er sich aber nicht entziehen kann, schon weil er, bei insgesamt knappem Einkommen, für diese mit zu sorgen hat und aus Sparsamkeit mit ihr bis zu deren Tod zusammenlebt. Vielleicht denkt G. doch gelegentlich an einen späteren Historiker als Leser seiner Erinnerungen, wenn er, anscheinend um einem in damaligen Offizierskreisen immer latenten Verdacht entgegenzutreten, gelegentlich über den Reiz eines Frauenbeines spricht, oder später im besetzten Paris mit Offizieren gewisse Lokale besucht und über nur mit Dreiecken bekleidete, sehr hübsche Mädchen Bemerkungen macht. Die Tochter des Feldmarschalleutnants Freiherrn v. Guttenberg (1841–1941), Beate, verheiratete Wirth, *wurde mir für mein ganzes Leben ein sehr, sehr kluger Kamerad, eine elegante hübsche, kluge Frau* (S. 166). Diese Beate kommt in den späteren Niederschriften vielfach vor.

### III. Ausbildung

#### 1. Militärunter-/ -oberrealschule

Der Junge wurde in die Militärunterrealschule nach St. Pölten gegeben. Von diesen Schulen gab es damals sieben im Reich, zwei davon im ungarischen Landesteil. Der berichtete Drill, oder die zwanghafte Ordnung, in welche der erst Elfjährige kam, entspricht dem, was man in vielen Berichten über entsprechende Anstalten in wohl allen anderen Staaten Europas lesen kann. Angesichts des modernen Voyeurismus, der sich besonders für die Sexualität der Jungen interessiert, wäre das Genre vielleicht unter einem anderen Blickwinkel aufzuarbeiten.<sup>98</sup> Bei Glaise lesen wir von diesen Dingen nichts.

Wenn auch vorerst nur von ferne deuten sich die Nationalitätskonflikte des Reiches an. Der Klassenlehrer ist ein Tscheche, der jedoch den damals bereits fühlbaren nationalistischen Kurs seines Volkes entschieden abgelehnt habe. Der Französischlehrer Horacek aber war ein eifriger Tscheche, welcher besonders gerne *auf die enge Verwandtschaft zwischen seiner Muttersprache und dem Französischen* hinwies (S. 98).<sup>99</sup> Horacek war Lehrer von Rainer Maria Rilke gewesen, als dieser 15 Jahre zuvor diese Anstalt besucht hatte, und auch später, wie Glaise die Oberrealschule in Mährisch-Weißkirchen.<sup>100</sup> Glaise und sein Freund Franz Xaver Kappus traten in ein näheres Verhältnis zu H. Das führte dazu, dass Kappus, der sich selbst dichterisch betätigte, mit Rilke in Briefwechsel trat. Rilkes *Briefe an einen jungen Dichter* sind an diesen Freund von Glaise gerichtet.<sup>101</sup>

*Im Herbst 1897 stieg ich in die Oberrealschule in Mährisch-Weißkirchen (Hranice) auf* (S. 99). Der Klassenlehrer war durch und durch Tscheche. An Fächern wurde gelehrt neben den Normalfächern auch Tschechisch und Schönschreiben. Dieses war in den Militärschulen ein geradezu wissenschaftlich betriebener Gegenstand, was dazu führte, dass die Handschriften ehemaliger k. u. k. Militärzöglinge einen gemeinsamen Charakterzug aufwiesen (S.102). Glaise berichtet, dass das Verhältnis der

---

98 Das österreichische Internatsleben wird beschrieben von Musil, *Die Leiden des jungen Törless*.

99 Eine solche Verwandtschaft besteht natürlich zwischen der romanischen und der slawischen Sprache nicht. Beide Sprachen haben aber Ausspracheformen, die das Deutsche nicht hat (z. B. sh wie Jiri = Georges). Auffällig ist aber auch hier sonst oft, dass das als elegante Französisch gegen das barbarische Deutsch ausgespielt wird, um politische Affinitäten bzw. Animositäten anzudeuten.

100 Aus H. E. Holthusen, Rilke, rororo 1965, S. 16: ... *wurde der kleine René im September 886 auf die Militärunterrealschule von St. Pölten geschickt, wo er bis zum Übergang zur Militäroberrealschule in Mährisch-Weißkirchen 1890, blieb ... In Rilkes Augen ist diese Zeit ... eine brutale Knechtschaft seiner Natur gewesen*. Vgl. i. Ü. die Rilkeliteratur

101 Vgl. u. a. Kindlers Literaturlexikon zum Stichwort.

aus allen Teilen des Reiches zusammengeführten Zöglinge gut gewesen sei, *nur die Magyaren fielen durch ihr Selbstbewusstsein und ihr Lärmen aus dem allgemeinen Bilde heraus. Es war die Zeit der nationalen Zuspitzung in Ungarn. ... Wenn die Magyaren ihre Lieder sangen, dann sangen wir anderen nicht etwa deutsche, sondern tschechische als Antwort ... Als der ungarische Lehrer wieder einmal das Werk von Madach*<sup>102</sup> „Tragödie des Menschen“ über Goethes Faust zu stellen wagte, *verließen sämtlich andere Nationen auf mein Zeichen den Lehrsaal*<sup>103</sup> Dieser Lehrer war einer der sogenannten 50-Kreuzer-Magyaren, die sich gegen Erlegung einer Stempelgebühr von 50 Kreuzern einen ungarischen Namen zulegte (S. 104).<sup>104</sup>

An Sprachen lernte man Böhmisch (= Tschechisch) und Französisch. Englisch gab es damals sozusagen noch gar nicht. In dem gesamten 1. Band kommt der Begriff Amerika/USA überhaupt nicht vor. Oder doch: Im Zusammenhang mit den 14 Punkten Wilsons nimmt Glaise, der niemals wirklich im Ausland war<sup>105</sup>, erstmals förmlich von der Existenz dieses transatlantischen Großreiches Kenntnis. Aber da war Altösterreich im Grunde schon nicht mehr. Für die preußisch-deutsche Sicht ist auch auffällig, wie fern Frankreich für Glaise liegt. Nach drei Jahren legte G. die Matura ab und studierte nun auf der Militärakademie in Wiener Neustadt. Das stattliche Gebäude der 1717 von Prinz Eugen gegründeten Akademie steht noch, und den Wahlspruch, unter welchem G. den neuen Lebensabschnitt begann, *Allzeit Getreu*, hat der Verfasser im Mai 2008 über dem Gefallenendenkmal am Dom von Wiener Neustadt gesehen.

## 2. Militärakademie

*Wenn je eine Einrichtung das Altösterreich verkörpert hat, so war es die Neustädter Akademie, zwischen deren Mauern durch hundertsiebenundsechzig Jahre immer wieder Söhne aller Völker des Reiches, aller Klassen und Stände zu einer einzigartigen Gemeinschaft zusammengeschweißt wurden. (S. 110).* Aus den Beschreibungen Glaises entsteht ab hier, und durch das gesamte Memoirenwerk unaufdringlich und möglicherweise für G. selbst unbewußt, langsam immer deutlicher der Gegenentwurf zu dem Geschichtsbild, welches wir „Reichsdeutschen“ haben. Auch in Deutschland regierte seit 1871 wieder ein Kaiser, der sich auch von Gottes Gnaden sah. Aber die *k. u. k. apostolische Majestät* war doch etwas

---

102 Madach, Imre 1823–64: „Tragödie der Menschen“, eine Darstellung der Menschheitsgeschichte in 15 Szenen.

103 Ähnliches erwähnt v. Bülow, Bernhard; Denkwürdigkeiten, ...

104 Nach dem 2. WK sprach man in Schleswig-Holstein von „Speckdänen“ – also jenen, welche sich aufgrund von nahrhaften Speckseiten aus Dänemark zur dänischen Nation bekannten.

105 Kriegsbedingte Aufenthalte in Paris und Besuche in ehemals österreichischen Teilen Italiens zählen nicht.

anderes. Glaise muss uns das gar nicht sagen, wir fühlen es selbst. Glaise bekennt: *Daß ich schwarz-gelb bis in die Knochen und dynastisch bis zum Exzeß gesinnt war, verstand sich von selbst.* (S. 123).

Glaise sieht ein Gemälde des Leopold Grafen Daun, einst Kommandant dieser Akademie, der *Sieger* von Kolin. Wir kennen, wenn überhaupt noch, die Schlacht von Kolin im Siebenjährigen Krieg (1757) als von Friedrich d. Großen im wesentlichen selbstverschuldete *Niederlage*, die ihn an den Rand des Abgrunds brachte. Die Akademie wurde 1752, bald nach den *ersten schlesischen Raubkriegen Friedrichs von Preußen* (S.110)<sup>106</sup> gegründet. G. sagt nicht Friedrich *d. Große*. Viele deutsche Biographien der Zeit zeigen eine gewisse Aufgeregtheit über den Aufstieg Preußens zur Vormacht in Deutschland, an welchem sie oder ihre adligen Vorfahren mächtigen Anteil hatten. Hier in Österreich wirkt alles so ruhig, seit langem gesetzt und für lange gefestigt. Es wird eine ganz andere zeitliche Tiefe fühlbar. Die preußisch-brandenburgische Geschichte beginnt im Grunde mit dem Großen Kurfürsten und der Schlacht von Fehrbellin (1688), zu einer Zeit, da das Haus Österreich schon mehr als 400 Jahre Inhaber der Kaiserkrone gewesen war, als in den Türkenkriegen militärische Leistungen erbracht worden waren und bevorstanden, denen Brandenburg-Preußen nichts Vergleichbares entgegenzusetzen hatte. Gibt es auch nur ein Lied aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte, welches sich an geschichtlicher Wucht und ritterlicher Poesie mit *Prinz Eugen, der edle Ritter* messen könnte?

Zwischen den Speisesälen bewundert G. das *Rippengewölbe aus der Zeit Kaiser Friedrichs III*. Gemeint ist aber nicht der tragische 100-Tage-Kaiser von 1888, sondern der Vater des Kaisers Maximilian I., des letzten Ritters. Die *friderizianischen* Fenster über dem Hochaltar sind aus dem 15. Jahrhundert und nicht aus der Zeit Friedrichs d. Großen. Es schimmert immer auch etwas von der Formenvielfalt durch, in welcher die katholische Kirche sich am sichtbarsten von der nüchternen protestantischen Religion unterscheidet. Anlässlich des Besuches des Erzherzog Thronfolgers findet nicht einfach ein Gottesdienst statt. Der apostolische Feldvikar, Titularbischof von Tricala (wo immer das liegen mag), Domherr von Großwardein (heute in Rumänien: Oradea) predigte nicht, nein, er *pontifizierte mit großer Assistenz, ein wunderbares Hochamt in der Georgskirche über dem Grab des letzten Ritters*. Das ist doch etwas anderes, als wenn ein Generalsuperintendent in der Potsdamer Garnisonskirche Gottesdienst hält, und den Antikatholizismus der sonst so sehr auf Formen bedachten

---

106 Es ist wohl nicht ganz zu leugnen, dass durch den 1. und die beiden folgenden Schlesischen Krieg(e) ein bis dahin innerhalb des Deutschen Reichs unbekannter Ton angeschlagen wurde. Bis 1740 wurden Gebietsveränderungen nur durch Erbschaften, als im Rechtswege, vollzogen. Gebietswerb durch Eroberung hatte seit dem Mittelalter es in größerem Umfang nie gegeben.

Domina in Fontanes *Stechlin* erkennen wir am Ende als den kaum verhüllten Neid auf etwas, was wir Preußen nie hatten, was aber im Barock der Donaumonarchie lebendig geblieben war.

Auch räumliche und kulturelle Weite wird fühlbar. *Die Feldbischöfe des alten kaiserlichen Heeres waren sehr oft Slowaken. Als solche konnten sie deutsch, ungarisch und ihre slawische Muttersprache, Vorbedingungen, die für die Erfüllung ihres Berufes im Habsburgischen Völkerheer sehr wichtig waren.* Das deutete sich schon in den Klassen an. *Noch mehr als in Weißkirchen waren in der Akademie Söhne aus allen elf österreichischen Nationen vertreten. Selbst Italiener (Welschtirol) und Rumänen (aus dem ungarischen Landesteil, etwa Siebenbürgen und Banat) fehlten nicht.*

Die militärische Übungsreise der Abschlussklasse führt G. 1908 nach Bosnien, welches damals seit dreißig Jahren unter österreichischer Herrschaft stand. Minarette ragen in das Tiefblaue des südlichen Himmels; Ortsnamen, welche wir Heutigen zuletzt wieder aus dem Bosnischen Krieg (1991–95) gehört haben, tauchen hier als Zwischenstationen auf, und der Verfasser dieser Zeilen fühlt sich warm an seine eigene Zeit in Sarajewo erinnert. Banja Luka, Mostar, Sarajewo u. v. a. m. *Es war ein schönes Erlebnis, diese Reise in den k. u. k. Orient. Was für ein wunderbares Reich war doch dieses alte Österreich gewesen! (S. 129)*

Der Abschied von der Akademie fand als Gottesdienst, in einer Feldmesse, statt. *Msgr. Horacek hielt eine tschechisch akzentuierte, geistvolle Predigt ... und wieder fragte mich der alte Hussite, ob er sich nicht über Seine Majestät unehrerbietig ausgedrückt habe. Er hatte es nicht getan. (S. 313) Ich habe die Alma mater Theresiana als ihr ergebenster Sohn verlassen. Der Gedanke, dass sie nun dank dem Hitlerkrieg in Trümmern liegt, sucht mich selbst in wachen Nächten heim (S. 137).*

### 3. Kriegsschule

Die Verwissenschaftlichung des Kriegswesens ist anscheinend eine typisch abendländische Entwicklung. Aus der chinesischen Frühzeit, der Zeit der kämpfenden Reiche (um 500 v. Chr. ), ist Sun Zi , eine Art chinesischer Clausewitz, mit einem Werk über die Kriegskunst bekannt geblieben. Aber aus unserer Antike kennen wir keine einschlägigen Werke, etwa mit einem Titel wie *de arte belli*. Wie in anderen europäischen Staaten auch war der erfolgreiche Besuch der Kriegsschule zwar nicht theoretisch, aber praktisch die Vorbedingung für Führungspositionen im k. u. k. Heer. Zwei Prüfungen waren zu bestehen, um aufgenommen zu werden. Von tausend Offizieren, die in der ganzen Monarchie einberufen worden waren, bestanden die Vorprüfung etwa vierhundert. Der neuernannte Schulkommandant, dessen Vater ein geadelter kroatischer Grenzerleutnant gewesen war, war *ein jugendlich aussehender General, ... wir hatten für ihn den Spitznamen*

„Salonkroate“, eröffnete uns kühl und nüchtern, dass nur jeder zehnte, also 40, in die Schule aufgenommen würden. Ich war überzeugt, dass ich es machen würde, und blieb völlig ruhig (S. 171). So geschah es; G. kam 1906 auf die Kriegsschule, die er 1909 erfolgreich verließ.

*Die Anforderungen, die in der Kriegsschule gestellt wurden, konnten sich sehen lassen. Man mußte geistig und physisch das Kind gesunder Eltern sein, wenn man diese Galeerenarbeit durchstand. Gelehrt wurde Taktik, operativer Generalstabsdienst und Kriegsgeschichte, wie das ehemalige Lehrfach „Strategie“ genannt wurde. Auch Staatswissenschaften, die trug ein Journalist vor, Staats- und Völkerrecht ein Richter am Verwaltungsgerichtshof (S. 171 f.). Glaise beginnt in dieser Zeit seine schriftstellerische Tätigkeit über historische Gegenstände, meist militärhistorische, und später zunehmend über österreichische Militärgeschichte. Der Herausgeber, Broucek, der freilich auch einfache Zeitungsbeiträge mitzählt, verzeichnet 336 Einträge in der Veröffentlichungsliste. Diese beginnt mit dem Aufsatz „Allzeit getreu“ zum 150. Jubiläum der Militärakademie; sie endet mit einem Beitrag im Neuen Wiener Tageblatt am 12.3.1944: Wiener Edelknaben schreiben mit ihrem Blut ein Kapitel Weltgeschichte.*

Das 1878 besetzte Bosnien-Herzegowina gehörte staatsrechtlich immer noch zur Türkei. Die „jungtürkische Revolution“ forderte die Wiederherstellung der Verfassung von 1876 und Einberufung des Parlaments. *Wenn jetzt in Konstantinopel parlamentarisches Leben begann, was sollte mit den okkupierten Provinzen Bosnien und Herzegowina geschehen? Sie gehörten nicht uns, aber doch auch nicht mehr dem Sultan. Ich schrieb in unserer Armeezeitung über die Notwendigkeit einer Annexion. ... Der Thronfolger Franz Ferdinand war scharf gegen die Einverleibung dieser Provinzen und ähnliche unzeitgemäße „Kraftstücke“, wie er sich ausdrückte (S. 181).* Als Bosnien am 5. Oktober 1908 durch einen österreichischen Alleingang förmlich annektiert wurde, erlebte die Welt einen Vorgeschmack dessen, was wenige Jahre später mit dem Weltkrieg zu vollem Ausbruch kam.

Wäre Bosnien nicht von Österreich besetzt worden, so wäre das Verhältnis zwischen Österreich-Ungarn und Serbien kaum so zerrüttet gewesen, wie es bis 1914 blieb. Das Attentat auf Erzherzog Franz Ferdinand wäre, wenn überhaupt, irgendwo sonst, nur eben nicht in Bosnien, geschehen, folglich hätte dieses Attentat nicht das Ultimatum an Serbien ausgelöst, folglich hätte, würde, könnte ...

*Am 2. Dezember 1908 beging die Monarchie das 60jährige Regierungsjubiläum des greisen Kaisers und Königs. Es waren düstere Tage, auch düster durch die außenpolitische Lage und die Wirren in Böhmen, die gerade um den Festtag wieder einmal den Gipfelpunkt erreichten. Im Sommer war das Jubiläum mit einem schönen Festzug gefeiert worden, der altösterreichische Geschichte und reiches Volkstum darstellte.*

Es gelingt G., eine Einladung zum Hofball 1910 zu bekommen, welcher jährlich einmal stattfand. Wehmütig erinnert sich G., dass er zu der letzten Generation gehöre, die noch so etwas mitmachen konnte. Dieser Hofball war der letzte überhaupt. Offiziere hatten zwar nicht „die volle Hoffähigkeit“, was sie berechtigt hätte, an dem viel exklusiveren „Ball bei Hofe“ teilzunehmen, aber sie hatten immer Hofzutritt, den die Beamten der Ministerien nicht hatten. *Wer eine Uniform tragen durfte, hatte sie anzuziehen. Ministerpräsidenten erschienen als Leutnants verkleidet, allerdings durch das Goldene Vlies<sup>107</sup> und Großkreuzbänder von der Umwelt abstechend. Gefräßige Gäste hielten von Anfang an Ausschau nach den weltberühmten Buffets* (S. 195). Es ist eine lang vergangene Welt, deren selbstbewusste Leichtigkeit uns nicht mehr zugänglich ist. Obwohl lange dahin, wird sogar noch der heutige Leser mitgenommen von den Fragen der Hofetikette, welche genau regelte, wer den Vortritt vor wem hatte. G. beobachtet daher genau, dass Fürstin Sophie, die Gemahlin des Thronfolgers, die als nur eine einfache böhmische Adlige nicht ebenbürtig war, mit einem Platz am äußersten linken Flügel des Saals zufrieden sein musste, während der Erzherzog Thronfolger am äußersten rechten stand. Nachdem alles aufgestellt ist, tritt der erste Oberhofmeister Fürst Montenuovo<sup>108</sup> in reich goldbesticktem Frack ein, klopfte mit güldenem Stab dreimal auf das Parkett: Seine Majestät naht!

Die Kriegsschule endete mit einer Übungsreise. Auch diese führt uns in eine versunkene Welt, welche freilich in unserem sich vereinigenden Europa in anderer Form wiederersteht, nachdem sie lange Zeit kaum zugänglich war. Die Reise führt zuerst nach Triest, der einzigen deutschsprachigen Stadt am Mittelmeer.<sup>109</sup> Dann Pula, als Hauptkriegshafen gleichsam das österreichische Wilhelmshaven. Brioni – damals eine beliebte österreichische Kurinsel mit noch heute bestehenden Anlagen, welche der jugoslawische Diktator Tito nachmals schätzte. Zara, heute kroatisch, damals Sitz des österr. Statthalters. Split, Sebenic, Metkovic. *In Ragusa<sup>110</sup> stiegen wir neuerlich an Land ... Hier hatten sich Venezianer, Slawen und Illyrer zu einem außergewöhnlichen Rassengemisch vereinigt. Nun ist Ragusa unter dem Namen Dubrovnik eine Küstenstadt des Titoreiches.* (S. 201) Gatscko – Nevesinje, und von dort nach Mostar. Sarajewo. Bad Ilidza, wo Franz Ferdinand die letzte Nacht vor seiner Ermordung zugebracht hatte.

---

107 Hoher Orden, der von Karl d. ..., Herzog v. Burgund, gestiftet worden war; Habsburg war Erbe des Burgundischen Länderkomplexes, zumal den in den Niederlanden.

108 Montenuovo (= Neuberger) hätte eigentlich wohl nach Vater und Großvater Neipperg (= Neuberger) heißen sollen; iatlienisch aber klingt es wohl schöner. Er war Enkel von Marie Louise, der 2. Gemahlin von Napoleon, welche nach dessen Sturz Graf Adam v. Neipperg heiratete.

109 Der eigenartige und großartige Dichter Theodor Däubler war hier geboren.

110 Die Republik Ragusa, von Venezianern gegründet und bis zum Ende dieser Freien Stadt (1798) unter deren Herrschaft, wurde 1806 von Franzosen besetzt und aufgehoben. Am 24. Januar 1814 wurde ihre Zugehörigkeit zu Österreich proklamiert.



Von Sarajewo geht die Übungsreise über Doboï nach Kroatien, Esseg an der Drau. Mit dem Dampfer auf der Donau, die hier damals wie heute die Grenze zu Serbien bildet, durch das sogenannte Eiserne Tor. Heute (2008) wird auf der nun rumänischen (damals österreich-ungarischen) Seite mit EU-Mitteln, d. h. durchgerechnet zu 60 % aus deutschen und österreichischen Mitteln eine wunderbare Panoramastraße entlang der Donau gebaut. *Über Temeswar* (der Verfasser dieser Zeilen schreibt dieses in dieser heute rumänischen Stadt), das wir nur vom Bahnfenster aus sahen, ging's nach Wien zurück.

## 5. Sonnenuntergang

In die Zeit um 1905 fiel das stärkere Hervortreten Franz Ferdinands. Dieser war in den neunziger Jahren wegen eines Lungenleidens, das er von seiner Mutter geerbt hatte, zeitweilig schon zu den Toten rechnet worden, so daß man in dem lebenslustigen jüngeren Bruder, Erzherzog Otto (1865–1906), den künftigen Kaiser sah. *Bruder Otto starb an der Lues, die er sich bei einer Negerin geholt hatte, eines furchtbaren Todes. Er verfaulte bei lebendigem Leibe.* (S. 157). Mit einer Wiener Künstlerin hatte Otto einen Sohn. Legitim vermählt war Otto mit einer sächsischen Prinzessin, die ihm zwei Söhne schenkte, deren erster, Carl Franz Joseph (1887–1921), der letzte Kaiser war. Dessen Sohn wiederum ist der heute fast 100jährige Otto v. Habsburg.

Franz Ferdinand (FF) mimte gerne den Mann, dem an Volkstümlichkeit nicht viel lag. Er habe sogar mit seiner Unpopularität kokettiert (S. 243). Er hatte sich aber soweit durchgesetzt und hatte einen der höchsten Kommandoposten des Heeres inne (S. 265): Conrad v. Hötzendorf erzählte mir später von den Tobsuchtsanfällen von FF: *Mehr als einmal fürchtete ich, der Erzherzog werde sich an mir vergreifen, und ich würde zum Gegenangriff schreiten müssen. Conrad leitet die Anfälle des FF auf eine physische Indisposition zurück. Auch andernorts wurde gemunkelt, FF sei in den letzten Lebensjahren von einer paralytischen Erkrankung bedroht gewesen. Mein 1937 verstorbener Zahnarzt Dr. Klauber erzählte mir, sein Vater habe als Arzt in Prag den damals zu ID 102 eingeteilten Erzherzog in einer schweren Ansteckung behandelt. Auch Hofrat Jiresch, FFs späterer Baumeister, berichtet gleiches. Ebenso vernahm ich, der Erzherzog habe sich während der Reise um die Welt einer Quecksilberkur unterzogen. Es wäre eine unerhörte Tragik gewesen.*

S. 270: Im Sommer 1913, der immer wieder Krisen brachte, kam mir ab und zu über die Schwelle des Bewusstseins der Gedanke, es könnte bei einer kriegerischen Verwicklung der ehrwürdigen Monarchie doch das Lebenslicht ausgeblasen werden. Die Irredentismen rund um das Reich wurden schon allzu lebhaft. Zu den italienischen, serbischen, russischen war nun – trotz des ritterlichen Carol I. – auch ein rumänischer getreten.

Alle diese Irredentismen, denen sich die Unzufriedenheit der Tschechen beigesellte, wollten tief ins Fleisch des Kaiserreichs eingreifen.

Einige von Glaise wiedergegebene Aussprüche:

S. 276: Der Kaiser nach dem Mord: *Eine höhere Gewalt hat wieder jene Ordnung hergestellt, die ich leider nicht zu erhalten vermochte.*

S. 279: Conrad: *Ein Reich wie Österreich kann sich nicht kampfflos dem Untergang preisgeben. Ähnlich einen Monat später Kaiser FJ: Wenn die Monarchie schon untergehen muss, dann soll sie es in Ehren tun.*

S. 285: *Im schärfsten Gegensatz zu meiner Stimmung ... Wien. Die Begeisterung kannte keine Grenzen. ... In größter Feierlichkeit vollzog sich der Abmarsch der Regimenter ins Feld.*

Kaiser FJ zu dem neuernannten Kriegsminister Krobotin: *Haben Sie schon einmal einen Krieg mitgemacht?* Als dieser verneint: *Aber ich* (S. 252).

#### IV. Anschluss

An der damals überwältigenden Zustimmung der Deutsch-Österreicher zur Vereinigung mit Deutschland am 11.3.1938 kann schlechterdings kein Zweifel bestehen.<sup>111</sup> *Bei strahlender Nachmittagssonne hielt Adolf Hitler seinen Einzug in Wien. Das Ergebnis ... kann nicht panegyrischer beschrieben sein, als es wirklich vor sich gegangen war. Der Jubel der Massen kannte keine Grenzen* (2. Bd., S. 272). Glaise hält es für unwahrscheinlich, dass das Ergebnis der nach dem rechtlich vollzogenen Anschluss veranstalteten Volksabstimmung v. 9. April 1938, welche mit 97% Ja-Stimmen ausfiel, verfälscht wurde. G. hat den Anschluss gewollt und aktiv gefördert. Es waren ihm Bedenken gekommen, nicht gegen Hitler, wohl aber wegen der Primitivität vieler Nazigrößen.<sup>112</sup> Nachdem der Anschluss da ist, sagt er, nun wolle er zum glühenden Partikularisten (nicht Separatisten!) werden (2. Bd, S. 268).

---

111 Es fehlen übrigens entsprechende Jubelberichte aus dem Reich selbst, welches sich doch eigentlich über diesen Machtzuwachs hätte freuen müssen. Man war nicht dagegen – so der Vater des Verfassers, sogar dafür – aber richtige Begeisterung kam nicht auf.

112 Es wird zwar allgemein berichtet, dass Hitler einwandfreie Manieren zeigte und seine Mitarbeiter höflich und freundlich behandelte; von Churchill wird das nicht, sondern ausdrücklich und mehrfach das Gegenteil berichtet. Aber bezüglich der Nazigrößen waren die Klagen über rüpelhaftes Verhalten so allgemein, dass eigens hervorgehoben wird, wenn ein Nazi sich „gesittet“ benahm. Heutige Historiker, welche diese Rüpelhaftigkeiten zu Recht brandmarken, sollten aber auch einen Blick auf die heutige Wirklichkeit werfen. Die selbst in den Bundestag eingezogene Fäkalisierung unserer Sprache war damals denn nun doch noch nicht üblich; und der Mangel an Kinderstube, welchen Nazigrößen mit vielen heutigen Politikern gemein haben, fällt bei letzteren wohl nur deswegen nicht mehr auf, weil auch ihre Wähler keine mehr haben.

Glaise und viele andere Österreicher, die diesen Tag ersehnt hatten, erhofften sich von der Vereinigung der beiden deutschen Staaten auch, dass die Traditionen Österreichs in dem größeren gesamtdeutschen Rahmen zur Geltung gebracht würden. 1940 muss er aber vermerken (2. Bd., S. 551): *Die prachtvolle nationalsozialistische und altreichsdeutsche Politik hat aus Menschen, die am 1. April 1938 zu 80% gewiss ehrlich für den Anschluss gestimmt haben, vielfach Verbündete der „unterdrückten Nationen“ gemacht.*

Die Beseitigung der deutschen Zweistaatlichkeit erschien Glaise und vielen als notwendige Voraussetzung dafür, dass das deutsche Volkstum in seiner Sprache und Kultur sich in der seit 1919 so dramatisch veränderten Welt würde behaupten können. Glaise sagt dem Reichsinnenminister Frick 1939, es müsse so sein, dass, *wenn in Wien ein preußischer Generaldirektor angestellt würde, in Hamburg ein Österreicher in gleicher Funktion auftauchen müsste* (2. Bd., S. 366).

## V. Deutschland – Österreich in der Welt

Eine Bismarckstraße sucht man in Luxemburg vergebens, obwohl dieser Kleinstaat ohne Bismarck längst von Frankreich geschluckt worden wäre. Aber wichtige Straßen in Luxemburg sind nach Habsburgern benannt, nach Maria Theresia und ihrem Sohn Joseph II. Woher dieser Unterschied? Glaise zitiert (1940) einen Polen aus Krakau, dem also die österreichische Herrschaft noch gut erinnerlich war: *Warum denn die Preußen im Vergleich zu den Österreichern gar so wenig nett seien und so entsetzlich schriehen?* (2. Bd., S. 543).

G. stellt in Gesprächen mit In- und Ausländern anfangs besorgt, ab 1940 aber mit Genugtuung fest, wie unbeliebt Deutschland überall ist, zugleich sei *ergreifend, welche wunderbare Nachrede dieser alte, einst so gelästerte und doch so wunderbare Staat allüberall findet, ...* Es gebe schon wieder *ein heimliches Österreich, das von Bregenz über Wien, Prag, Reichenberg, Krakau, Pressburg reicht.* (2. Bd, S. 624)

Die Bundesrepublik Deutschland ist kraft Bevölkerungszahl und Wirtschaftskraft zweifellos wichtiger als die Bundesrepublik Österreich. Es ist aber nicht zweifellos, welcher der beiden Staaten das größere Ansehen genießt. An politischem Geschick ist das heutige Österreich dem heutigen Deutschland anscheinend ebenso überlegen wie die Habsburger den Hohenzollern. Die Frage, woran das liegt, kann hier nicht beantwortet werden, aber wir „Reichsdeutschen“ sollten, dem Vermächtnis von Edmund Glaise von Horstenuau folgend, darüber mehr nachdenken.

Es sind, wie Schiller wusste, in Politik und Geschichte nicht immer, wie wir Deutschen manchmal glauben, die klaren und kürzesten Wege, auf denen das Ziel erreicht wird.